

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 18 (1928)
Heft: 7

Artikel: Zur Faschingszeit in der Grossstadt
Autor: Dietzi-Bion, Hedwig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635582>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sagen, ich bin ein Feigling? Mir tut's halt weher als dir. Und der Lux hat gesagt, Maler werden ist nichts, das seien Schmierer und verdienen nicht viel Geld. Und er gehe einmal nach Afrika und schenke dem Museum Schlangen, und sein Vater hätte viel Geld. Tante Adeline hat gesagt: Ja, er ist aus vornehmerm Hause. Er sagt immer, er kann alles. Er muß auch üben, aber er übt nicht, und springt aus dem Fenster auf die Straße. Aber bei mir ist es zu hoch. Und ich muß und muß mein Brot verdienen, sagt Tante Adeline. Onkel Doktor sagt, wenn ich groß sei, dann sei ich

der Tante Adeline dankbar und man trüge nie schwer an dem, was man wisse und könne. Wie kann man das tragen? Dumm, nicht? Tante Adeline sagt, du bist ein Leichtfuß, aber es ist lustiger mit dir zu spielen, als mit dem Lux. Jetzt habe ich ganz schwere Finger vom Schreiben, und es ist so finster in der Laube.

Mit höflichem Gruß

Rahel.

Tante Marie an Sidnen.

Mein Herzensjunge, also du lernst viel, und sogar Latein und Griechisch? Mein Gott, wie gelehrt wirst du werden, und deine kleine Tante Marie verachten. Aber werde nur nicht hochmütig und arbeite nicht zu viel. Monika meint, du solltest Fischtran nehmen, das sei gut für Geistesarbeit wegen dem Phosphor oder dem Schwefel, der drin ist. Hier ist alles beim alten. Tante Adeline fährt alle Wochen zur Stadt, und Rahel mit ihr, um die Klavierstunde bei mir zu nehmen. Nach der Stunde bekommt sie Weiden, Milch und Hagebutteneingemachtes. Wir reden von dir, und Rahel erzählt mir, daß sie sehr Heimweh hat nach dir. Bei Tante Adeline dürfe sie aber nicht von dir reden, dem Belusa erzähle sie aber alles.

Lieber Sidnen, lerne recht tüchtig. Ich habe eben den Besuch von Onkel Doktor genossen, der schöne Pläne mit dir hat, und dich Doktor werden lassen will, damit du einmal, wie er sagt, in seine Fußstapfen treten kannst. So gut habe es nicht ein jeder. Er will dir auch ein schön Stück Geld hinterlassen. Aber vielleicht ist das ein Geheimnis, und ich hätte es dir nicht sagen sollen. Vielleicht hast du ihn aber aus Dankbarkeit um so lieber. Warum waren nur deine Strümpfe so furchtbar zerrissen? Monika und ich mußten eine ganze Woche daran stopfen. Hier sende ich dir Schokolade und Quittenmarmelade, aber verdirb dir den Magen nicht. Deine dich innig liebende Tante

Marie.



Max Buri, Die „Canzmusikanten“.

NB. Die Monika weiß nicht, daß ich dir Marmelade sende, danke also nicht dafür.

Monika an Sidnen.

Lieber Sidnen, wenn du auch der Tante Marie längere Briefe schreibst als mir, so will ich dir doch dürre Apfelschnitze senden und unten drin ist ein Franken, von dem du aber nichts zu sagen brauchst. Wenn du auf dem Kriegspfad bist und auf Soden gehen mußt, damit man dich nicht hört, so geht das nicht an, denn wir haben zu viel zu stopfen. Tante Marie ist furchtbar stolz darauf, daß du Lateinisch lernst, und sieht dich schon als Pfarrer auf der Kanzel. Aber ich traue der Sache nicht und sage: Besser ein guter Maler als ein schlechter Pfarrer. Und das habe ich von jeher gesagt: Der Sidnen paßt zu keinem Missionar.

Deine treue Monika.

NB. Es kann eine das ganze Leben lang mit Treue dienen, darum ist sie, wenn sie stirbt, doch nur eine Magd gewesen, und die Herrschaft bleibt die Herrschaft. Da ist nichts dagegen zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Faschingszeit in der Großstadt.

Von Hedwig Dieki-Bion, Frankfurt.

Irgend etwas liegt in der Luft, das von der Alltagsstimmung absteht. Die Tramwagen haben ihr eintöniges Gelb mit leichtsinnigen farbigen Papierfahnen geschmückt. Ungewollt. Die Schulkinder tun es. Sie stellen sich — natürlich nicht im rasenden Treiben des Stadtzentrums, sondern in den Außenquartieren — in Gruppen auf die Straße, ein paar hier, ein paar drüben. Von Hand zu Hand spannen sie die bunten Papierstreifen und warten ungeduldig auf die von fern herannahende Elektriſche; jetzt ist sie gleich da, und von hellem Jubel begleitet, durchbricht sie die leichte Kette, und die tanzenden Papierfahnen haften am Vorderende des Wagens und flattern nun fröhlich mit auf seiner Reise. Und wieder warten die Kinder, mit Schulkappen und Büchern, mit blondem und schwarzem Haar, mit auf-



Dora Hauth, „Schwarzer Pierrot“.

strebenden Christen- oder sanft gebogenen Frankfurternaschen, mit blauen oder orientalisch-dunkeln Augen, und vor allem mit Lachen und Schreien auf die nächste Strassenbahn. Das ist lustig und steckt auch die Vorübergehenden an. Und nun gar in der Stadt! An der „Zeil“ besonders, an dieser sich so lang wie die ganze Stadt Bern erstreckenden, viele Meter breiten Geschäftsstrasse, auf der das Lachen in seiner ganzen Intensität pulst, da leuchtet es rot und gelb und grün und in allen wahrscheinlichen und unwahrscheinlichen Farben, in Gold und Silber, in funkelnden Steinen und verführerischem Glittertand aus den Auslagen von riesenhaften Dimensionen. Alles ruft zur Faschingsfreude! In den Coiffeurgegeschäften lächeln die wahrhaft künstlerisch schönen Wacksköpfe unter weißen, blauen, grünen, feuerroten, violetten, silbernen, goldenen Perücken, viele mit Straussenfedernschmuck in der gleichen Farbe. Alles ruft und lockt mit unwiderstehlichem Zauber die Vorübergehenden zum Stillestehn, und nicht umsonst. Es wird gekauft, probiert, beraten, geschmeichelt, und die Ladeninhaber sehen schon einen recht hübschen Goldgewinn vor sich, denn zum Vergnügen ist die Stadt Frankfurt stets bereit.

Auch in den Cafés gehen die Wogen der Faschingszeit hoch. Wir sitzen in fröhlichem Kreise in dem riesengroßen schönen Café „Groß Frankfurt“ und lassen uns auf den Wogen der Festfreude treiben. Eine Musikkapelle — Männlein und Weiblein in holländischen Kostümen — spielt und singt und macht allerlei Tux. Der Kontakt mit dem Publikum ist längst hergestellt; eine unsichtbare Welle von Sympathie und Karnevalsfreundschaft wogt hinüber und herüber.

Jetzt eben befiehlt der Kapellmeister: „Bitte alles aufzustehn und mit zu schunkeln!“ Also — man will doch kein Spielverderber sein — stehn auch wir auf, fassen uns wie alle andern um die Schultern und schaukeln zum Takt

der Musik; mitgesungen wird ja schon lange von dem gesamten 1000köpfigen Publikum. 1200 Personen füllt das schöne Lokal, und es sind wenige Plätze unbesezt.

Von der Galerie, die mit ihren grünen Bäumen und rot und weiß gestreiften Martisen zu einem reizenden Garten gestaltet ist, fliegen Scherzworte und bunte Papierschlangen auf die unten Sitzenden und wideln sie in grüne, blaue, rosafarbene Pracht. Man fängt sie zu mutwilligem Spiele auf, und sendet sie andern zu. Unserm jungen Mädchen hängen die geringelten Schlangen gleich Biedermeierlocken über die Ohren herunter, und ihr jugendlicher Begleiter, der nach 3 Jahren Luzerneraufenthalt ganz unverfälscht Schweizerdeutsch spricht, bindet sich mit ihr zusammen zu „unlöslichem Band“. Immerhin leicht zerreibbare Fesseln!

Und über all dem schwebt fröhliche festliche Faschingsstimmung, mit einem vagen Einschlag von Erotik und kleinen Freiheiten, die aber in sehr anständigem Rahmen bleiben und dazu gehören. Und hoch oben auf den Palmen der Saaldekoration grinsen die Kletteraffen und buntschillernden Papageien auf die närrischen Menschen herunter.

Uns gegenüber sitzt ein junges Paar, mit dem wir in munteres Gespräch kommen. Er mit schwarzem Haar und Augen, sie im grünen Kleid, beide verliebt und glücklich. Plötzlich verfinstert sich der Himmel, d. h. ihre Stirn. Die hübschen Augen füllen sich mit Tränen und der Mund lächelt schmerzhaft. Er rückt ab, blickt starr geradeaus und bläst den Zigarettenrauch in dichter geballten Wolken von sich. Jetzt wird's mir aber zu dumm; wer wird denn an einem solchen Abend schmollen? Ich nehme eine Handvoll der grünweißen Papierschlangen und binde die Hände der Entzweiten zusammen. Aha, jetzt kann man wieder lachen, und der Friede ist hergestellt. Noch hängt ein Tränlein an den Wimpern, aber unterm Tisch haben sich die Hände gefunden, und ein Leuchten und Blitzen geht von Auge zu Auge.

„Wer wird denn weinen, wenn man auseinander geht...“ spielt die Kapelle, und die 1000 Gäste singen begeistert mit. Leidenschaftlich rasen die Papierstreifen durch die Luft, von Tisch zu Tisch, Bahnen ziehend und vielleicht Schicksale verbindend. Bald ist alles in ein leichtes, leichtes, übermütiges Netz gesponnen.

Halt, aufgepaßt! Da kommt eine Papierschlange von oben herunter mit einem Zettel daran. Er gilt unserm brünetten Bubikopf. „Wie heißen Sie? Wie sprechen Sie denn?“ Es entspinnt sich eine fröhliche Korrespondenz zwischen zwei Unbekannten. „Schweizerfätschen, komm doch herauf, wie alt bist du denn?“ Antwort: „Die alten Schweizertäse sind die besten“, und so geht's weiter, zum Bläser der Umstehenden. Hinauf und hinunter eilen die an den Papierstreifen gehefteten Zettelchen. Plötzlich aber macht das aufreizende Saxophon und der beginnende Tanz in der Mitte des Saales dem seltsamen Briefwechsel ein gewaltiges Ende; der Roman bleibt unvollendet und geht in den Tanzwogen unter.

Und so geht es nun alle Abende zu in der heitern Stadt Frankfurt. 200 Maskenbälle sind angesagt, „Urwaldhetag“, „Timbuktu“, „Licht und Leben“, „Märchen-nacht“, „Schinderhannes“, „Wau-Wau“ und wie sie alle heißen. Die Anschlagssäulen sind beklebt mit bunten, oft künstlerisch-schönen Plakaten, die alle übermütig werben und verführen. Einmal nur ist Carneval, und dann kommt der Aschermittwoch!

Sprichwörter.

Wer verkürzt mir die Zeit? — Tätigkeit.
Was macht sie unerträglich lang? — Müßiggang.
Was macht gewinnen? — Nicht lange besinnen.